Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 363. Dienstag den 18. Juli 1893. 87. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. Juli.

Trotz der vielen und zum Theil recht wichtigen „Fragen", welche die einzelnen europäischen Staaten bewegen, läßt sich doch schon erkennen, daß mit der Annahme der **Heeresvorlage** durch den deutschen Reichstag nicht nur für Deutschland eine gewisse sommerliche Ruhe eingetreten ist. Durch die Haltung des vorigen Reichstagsin der für unsere Machtstellung entscheidenden Frage hatte sich in ganz Europa eine unruhige Spannung verbreitet, die bei den Gegnern des Dreibundes, vor Allem aber bei unseren französischen Nachbarn, neue und kühnere Hoffnungen erregte und sie mit angehaltenem Athem die Entwickelung der Dinge beobachten ließ. Welche Folgen für unsere Stellung zum Auslande eine zweite Ablehnung des Gesetzentwurfs und eine abermalige Reichstagsauflösung gehabt haben würde, ganz abgesehen von den schweren Schädigungen unserer wirthschaftlichen Verhältnisse in diesem Falle, läßt sich schwer ermessen. An dieser Klippe sind wir glücklich vorüber, und damit läßt sich auch jene allgemeine nervöse Spannung. Auf wie lange, das muß freilich dahingestellt bleiben. Der deutschen Reichsleitung droht schon im Spätherbste, wenn der Reichstag vor die Lösung der Deckungsfrage gestellt wird, eine neue Schwierigkeit. Festigkeit und Geschicklichkeit werden in gleichem Maße auf Seiten der Regierung nöthig sein, wenn sie mit der gegenwärtigen Volksvertretung zu befriedigenden Ergebnissen gelangen will. Graf Caprivi hat nicht blos das demokratische Centrum Lieber's gegen sich, auch ein großer Theil der Conservativen, obwohl diese am Ende geschlossen für die Militairvorlage gestimmt haben, sind seine Gegner. Das tritt nicht blos in ihrer Parteipresse hervor, sondern war auch in ihrem ganzen parlamentarischen Verhalten gegenüber dem Heeresgesetz, schon im vorigen Reichstag, ersichtlich. Ihre Absicht war ursprünglich, diese Vorlage zu Fall zu bringen, aber mit ihr zugleich den Kanzler. Da sie des letzteren Erfolges nicht sicher waren, so ließen sie den ersteren, den zu erreichen in ihrer Macht stand, schwinden, zumal die Wahlen nicht gerade die Segel der Kreuzzeitungspolitiker mit neuem Winde blähten. Aber kaum ist die Vorlage mit Hilfe der Conservativen angenommen, so giebt die „Kreuzzeitung" aufs Neue ein Signal zum Kampfe gegen den Kanzler, indem sie ausruft: „Für jeden conservativen Mann ist gerade Das am tiefsten betrübend, daß die so lange, so muthvoll und so erfolgreich unter der glorreichen Regierung Kaiser Wilhelm's I. von Sr. Majestät selbst und seinen großen Berathern, Bismarck, Moltke, Roon, erkämpfte Position preisgegeben ward und man sich dem militairischen Programm der fanatischen Gegner Jener anbequemt hat." Wessen sich Graf Caprivi von solchen Politikern zu versehen hat, ist leicht zu ermessen. Er wird es bei seinen Steuerversuchen und bei jeder Entscheidung in Hinsicht auf wirthschaftliche Fragen bald zu erfahren bekommen. Verfährt er hier nicht von vornherein mit größerer Geschicklichkeit, als bei der Vorbereitung und Einbringung des Militairgesetzes, so dürften Mißerfolge nicht lange auf sich warten lassen.

Unter den zahlreichen Initiativanträgen der kurzen Reichstagssession waren die auf die **Futternoth** bezüglichen die einzigen, welche ein unmittelbar dringendes Bedürfniß betrafen, deren Berathung also auch mit Bestimmtheit erwartet werden konnte. Wir bedauern, daß sie unterblieben, können es aber nicht billigen, wenn ein Mitglied des Reichstags, Herr v. Ploetz, in der letzten Stunde, in welcher der Reichstag beisammen war, darüber lebhaft Beschwerde geführt hat. Wenn Herr v. Ploetz ein so großes Gewicht auf die Durchberathung der fraglichen Anträge legte, so hätte er ein sehr einfaches Mittel in der Hand gehabt, dieselbe zu erzwingen. Er brauchte nur am Freitag, bei Festsetzung der Tagesordnung für den Sonnabend, auf die Vorschrift der Geschäftsordnung gestützt, zusammen mit 14 anderen Mitgliedern, die er als Vorsitzender des Bundes der Landwirthe doch wohl mit Leichtigkeit für sich hätte gewinnen können, zu widersprechen, und die dritte Berathung der Militairvorlage wäre erst am Montag vorgenommen worden, der Sonnabend also für die Futteranträge frei gewesen. Ein Abgeordneter, der dies Mittel zu benutzen unterlassen, hat auch kein Recht, sich zu beschweren. Wir unsererseits bedauern die Unterlassung der Berathung der Anträge, weil wir von ihr eine Beruhigung der Bevölkerung in den notleidenden Bezirken erhofft hätten. Wir verstehen es jedoch vollkommen, wenn man in den parlamentarischen Kreisen vielfach ganz entgegengesetzter Ansicht war, indem man von der Debatte über die Anträge ein leidenschaftliches Auseinanderplatzen der Gegensätze befürchtete, das nur neue Erbitterung in das Land hätte hinaustragen können. Nimmt man hinzu, daß die Regierungen der Bundesstaaten sowohl, wie diejenige des Reichs bereits hinlängliche Beweise davon gegeben haben, daß sie die Frage der Futternoth in ihrer vollen Bedeutung würdigen, so wird man den Reichstag nicht einer schädlichen Vernachlässigung der Interessen der Landwirthschaft beschuldigen können, und zwar um so weniger, als er sein eigenes Interesse für die Frage nicht nur durch die Einbringung jener Anträge, sondern auch bei Gelegenheit der Berathung der Interpellation Ofann über die Manöver bekundet hat.

Die Mittheilungen, die ein **ungarisches** Blatt über die Unterredung seines Wiener Vertreters mit dem römischen Nuntius in Wien, Agliardi, gemacht, haben in denjenigen Kreisen des Vaticans, die Agliardi als einen zwar thatkräftigen, doch immerhin maßvollen und aufgeklärten Diplomaten kennen, den Eindruck absichtlicher Uebertreibungen hinterlassen, und mit Recht. Als der erwähnte Nuntius nach Rom reiste, sollten ihm die nothwendigen Weisungen auf Wunsch des Papstes von einer Seite zugehen, die sich um die Erhaltung friedlicher Beziehungen zwischen dem Vatican und Oesterreich-Ungarn die hervorragendsten Verdienste erworben hatte. Es ist nicht bekannt geworden, ob diese Weisungen abgeschickt worden. Daß sie aber, falls sie eben von jener Persönlichkeit ausgearbeitet worden wären, vom Geiste weisester Mäßigung und echtester Friedensliebe durchdrungen sein würden, darüber kann auch nicht der leiseste Zweifel obwalten. Was man übrigens sagend welche Taktik man in der schwebenden Frage zur Wahrung des kirchlichen Standpunktes auch anzuwenden gedenke, an einen Culturkampf mit Ungarn glaubt und denkt im Vatican Niemand, auch nicht Cardinal Rampolla. Man will allerdings in Rom Alles aufbieten, um die Einführung der Civil-Ehe in Ungarn zu verhindern; man wird sich aber, wenn sie einmal zur That werden sollte, mit ihr abzufinden wissen. Cardinal Vaszary, der dem ungarischen Blatte zufolge nochmals mit den Weisungen des Frühjahrs 1892 aus Rom zurückgekehrt ist, könnte, wenn er aus Rücksicht auf die erwähnte Taktik der vaticanischen Diplomatie sich nicht eine übrigens natürliche und lobenswerthe Zurückhaltung auferlegt hätte, dieses und noch manches Andere bestätigen. Führt Ungarn die Civil-Ehe ein, so wird der Vatican einen Culturkampf eben so wenig erregen, wie dies in Frankreich oder in Belgien geschah, wo Papst Leo eben zur Zeit, da die heißumstrittene Reform eingeführt wurde, den Vatican als Nuntius vertrat. Das letzte Wort des Papstes wird nicht der Bannfluch, sondern das Tolerari posse sein. Je kräftiger aber und entschlossener die Thätigkeit des ungarischen Cabinets sich entfalten wird, desto rascher und leichter werden im Vatican die Rathschläge Derjenigen obsiegen, welche eine gewisse ab und zu noch immer aufflackernde Neigung der römischen Staatskanzlei, die Frage ins nationale Gebiet hinüberspielen zu lassen, als einen Act blinder Gehässigkeit im Interesse der Kirche mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen.

Die Tage der **französischen** Deputirtenkammer, die seit 1889 auf ihre Weise — und diese war nicht eben sonderlich rühmenswerth — gewirthschaftet hat, sind gezählt, und das ist eigentlich das einzige Gute, was man dieser Kammer nachsagen kann, man müßte denn ihr noch das als Verdienst anrechnen, daß sie der Regierung willig war. Ob auf ein solches Lob die französische Regierung stolz sein kann, mag sie selber entscheiden; jedenfalls hat das jetzige Ministerium Dupuy mehr Glück als Verstand und staatsmännischen Scharfblick gehabt. Die Kammer aber hat noch zuletzt bewiesen, mit welch raffinirter Geschicklichkeit sie es verstanden hat, das parlamentarische Regiment dem Fluche der Lächerlichkeit preiszugeben. In 16 Sitzungen erledigte sie ein Budget von 3½ Milliarden, bewilligte ein auf dem Papier nur kümmerlich verdecktes Deficit von 200 Millionen und verleugnete alle Reformversprechungen, mit denen sie ihre Wähler seit vier Jahren hingehalten hat. Durch Verschiebung der Schatzbons-Zahlung verzehrte sie zum Voraus den eigentlich zur Steuererleichterung bestimmten Ertrag der im künftigen Jahre vorzunehmenden Rentenconvertirung. Sie that bis zuletzt fast immer das Verkehrte. Dabei war sie stets von guten Vorlägen beseelt; nur ihre Schwäche brachte sie auf üble Wege. Kein Zweifel, daß sie die versprochenen Reformen der Getränkesteuer und der Thür- und Fenstersteuer gern verwirklicht hätte. Was ihr fehlte, war nur ein wenig Folgerichtigkeit oder auch ein Ministerium, das sie kräftig zum Rechten anhielt. Am 30. März 1893 bewilligte sie die Einverleibung der Getränkesteuerreform ins Budget 1893. Dem Ministerium Ribot schien dies zu früh; es widersetzte sich dem Votum und stürzte. Am 28. April 1893 beschloß die Kammer das Gegentheil: die Reform wurde abgetrennt und aufs Budget 1894 verschoben. Am 11. Juli d. J.: Einverleibung der Reform ins Budget 1894; am 12. Juli abermalige Abtrennung und Verschiebung auf künftige Zeiten, in denen andere Deputirte vielleicht einmal zu einem Beschluß kommen können. Aehnlich ging es mit der Umgestaltung der Thür- und Fenstersteuer. Die Kammer webte ihre Reformgesetze, wie Penelope das Todtenhemd des Laërtes: jetzt hat sie es wenigstens so weit gebracht, daß ihr eigenes Leichengewand bereit liegt. Am 22. Juli hofft das Ministerium ihr den Todtenschein ausstellen zu können. Alles, was sich erhoffen läßt, ist, daß sie in den letzten Zuckungen nicht noch irgend ein Unheil anrichtet. Sie hat sich bis auf heute (Dienstag) vertagt, was sehr verdienstlich war; beim Wiederbeginn ihrer Sitzungen aber wird es Interpellationen förmlich regnen, wäre es auch nur, um die Zeit bis zum Abschluß der senatorialen Budgetberathung auszufüllen. Der Ministerpräsident selber ist mit bedauerlicher Nachgiebigkeit auf die Absicht der Radicalen eingegangen, zum Schlusse der Session noch eine Debatte über die von uns bereits gekennzeichnete Stellung der Regierung zu den Klosterorden vorzunehmen. Das Thema eignet sich zu den heftigsten Tiraden der Radicalen und zum kleinmüthigsten Rückzug des Ministeriums, das in seiner Beflissenheit, den fortschrittlichen Schreiern gefällig zu sein, ganz und gar zu übersehen scheint, daß die große Mehrzahl der französischen Wähler die Beilegung, nicht die Wiederaufnahme des Culturkampfes wünscht. Wie dem auch sei: das Ministerium läuft kaum noch Gefahr, in letzter Stunde der Session zu stürzen. Benehmen sich die Deputirten allzu ungeberdig, so kann die Regierung sie zu jeder Stunde heimschicken. Das Decret, das den Schluß der Session bestimmt, ist unterzeichnet und braucht nur datirt zu werden. Käme der Ministerpräsident in die Lage, das Datum vor dem 22. Juli und vor Fertigstellung des Budgets zu wählen, so wäre der Schaden auch nicht groß. Das Finanzgesetz für 1894 würde dann der nächsten Kammer zufallen, welche es doch nicht schlimmer machen könnte als die jetzige, die von sich sogar sagen kann, daß sie 4 Jahre hindurch Frankreichs Schicksal in Händen gehabt, ohne etwas Erhebliches zu leisten. Das hat nun freilich das Ministerium Dupuy auch nicht gethan, und das ist für die derzeitige Kammer immer noch ein Trost und eine Entschuldigung.

Einer der kriegslustigsten und leider zugleich auch der geldbedürftigsten Herrscher ist Fürst Nicola von **Montenegro**, der, obwohl ein Freund der Musen und selber, wie man behauptet, ein Poet — hoffentlich ebenso von Gottes Gnaden, wie er es als Herrscher ist! —, doch auch gar sehr sich auf die materiellen Vortheile des Lebens versteht und Jahrzehnte hindurch immer wieder nach den Ufern der Newa gereist ist, um, mit russischen Rubeln reich beladen, nach seinen Schwarzen Bergen zurückzukehren. Die Gelder, die er aus Petersburg heimbrachte, waren natürlich stets nur geliehen. Davon indeß, daß sie je zurückgezahlt worden seien, schweigt die Fama, die doch sonst so gern zu plaudern pflegt. So lange nun in Rußland noch Kaiser Alexander II. herrschte, lohnten sich Nicola's Reisen nach dem fernen Norden stets. Der jetzige Kaiser Alexander III. aber ist ein sparsamer Herrscher, und das wird ihm Niemand verargen, außer dem Fürsten der Schwarzen Berge. Zar Alexander III. ward danach seines einzigen Freundes, wie er noch vor wenigen Jahren den Fürsten Nicola benannt, endlich gründlich überdrüssig, da die Freundschaft Nicola's mit der Zeit für den Zaren doch allzu kostspielig ward. Und schon seit geraumer Zeit ist der „einzige Freund" beim Väterchen Zaren ein wenig in Ungnade gefallen und hat daher, da in Petersburg für ihn nichts mehr zu holen ist, auch seine Besuche an der Newa eingestellt. Geld braucht er aber nach wie vor und sucht es, wie begreiflich, da er es bei seinen Cyrenaergrzen nicht findet, wieder im Auslande — und allenfalls gegen Zinsen — zu leihen. Angeblich soll das Geld zu öffentlichen Bauten dienen, da Montenegro aber keine controlirende Volksvertretung besitzt, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß nur der geringste Theil der bewilligten Summen den angegebenen Zwecken dienen würde. Es soll — so läßt Fürst Nicola verbreiten — eine schmalspurige Eisenbahn durch die Zeta-Ebene gebaut werden, die für die volkswirthschaftliche Entwickelung Montenegros angeblich nothwendig wäre. Es wären hierzu 6 Millionen Francs erforderlich, und schon vor einigen Jahren wurde versucht, das Geld aufzutreiben. Es fehlte aber an Deckung für Verzinsung und Abzahlung des Anlehens, und daher wurde aus dem Plane nichts. Jetzt werden die Staatswälder als Garantie angeboten, und eine Pariser Bankgruppe, die das Anlehen abschließen will, wird eine Commission zur Untersuchung über den Werth dieser Wälder entsenden. Daß dann aus dem Anlehen nichts wird, kann als sicher angenommen werden. Die Wälder in Montenegro liegen in den unzugänglichsten und wildesten Gebirgsgegenden des Landes und es ist nicht möglich, bei den mangelnden Verkehrsmitteln auch nur einen Baumstamm ans Meer zu schaffen. Dann hat Fürst Nicola in Wien Schritte wegen eines Anlehens von 1 Million Gulden gemacht, das angeblich zur Trockenlegung des großen Uzinjasumpfes und zu

---

Feuilleton.

Ueber Klippen.

18] Roman von Caroline Deutsch.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Am Saume des Parkes, wo das freie Wiesenland begann, stand auf einer Anhöhe eine kleine Vorhütte, an deren Eingang der Pfad dicht vorüberführte; als sich Lory dieser näherte, tönten Stimmen aus derselben an ihr Ohr.

Es waren anscheinend zwei Personen, die leise mit einander sprachen, sie flüsterten nur, und dennoch erkannte Lory sie, und ihr Fuß blieb wie angewurzelt stehen, während sich Alles um sie zu drehen begann, es ihr in den Ohren sauste, und sie, um nicht umzusinken, sich einen Augenblick an einen hervorlichenden Balken der Hütte lehnte.

„Warum beharrst Du darauf, unsere Liebe zu verheimlichen, Franz?" sprach die eine Stimme; „Mich quält dies Heimlichthun, dies Versteckspiel."

„Denke an das Aufsehen, das Gerede, Wilma!"

„Was kümmert mich die Welt, was die Leute! Allen möcht ich es zurufen, daß wir uns lieben, daß Du mein bist und wir uns angehören wollen! Aber . . . . Franz — ich glaube nicht, daß Du mich liebst, so wie ich Dich, so schrankenlos, so über alle Maßen. Du bist oft unruhig, aufgeregt . . . . O, wiederhole es mir, wiederhole es mir immer wieder, daß Du mich liebst, daß ich Dein Alles bin, ich kann es nicht genug hören!"

Und die Stimme des Mannes sprach leise, leidenschaftliche Worte: Wie ihn eine wahnsinnige Sehnsucht nach ihr verzehre, wenn er sie einen Tag nicht gesehen, wie er in ihrer Nähe nur Seligkeit und trunkenes Berggriffen kenne; dann wieder, wenn er allein sei, überkomme ihn manchmal ein banges, elendes Gefühl, ein Gefühl, wie es der habe, der auf einem schwanken Brett über einem schwindelnden Abgrund stehe . . . . Wie konnte denn die Sache für sie Beide enden?

„Wie jede Liebe, wie jede Verlobung, mit einer Heirath, Du lieber, geliebter Selbstquäler?" Und Lory war's, als wichen die Wolken vor ihren Augen, als sähe sie es, wie sich bei diesen Worten zwei weiche Arme um seinen Hals legten, wie sich ihre Wange an die seine lehnte . . . .

„Und Dein Vater, Wilma?"

„Der kennt nur eines: mein Glück."

„Die Entscheidung kann jeden Tag in meinen Händen sein. Ich habe die Angelegenheit zu sehr mit allen meinen Kräften gefördert und unterstützt, als daß es gar zu lange dauern sollte . . . Und wenn Ihr den Proceß verliert?" was dann?"

„Nun gut, sehen wir auch diesem Feind ins Auge!" versetzte sie mit ihrem bestrickenden Lachen. „Gesetzt, wir verlieren bei den Gerichten, so muß es in Wirklichkeit doch kein Verlust sein . . . . Man vergleicht sich mit der Stadt, die paar gegnerischen Elemente sind leicht gewonnen, wenn Du nur nicht dagegen bist."

„Es ist nicht die städtische Angelegenheit allein, es ist noch Jemand anders dabei betheiligt . . . . Seine Stimme klang zögernd und unsicher.

„Ja, ich weiß: die Gräfin Satmar. Auch da ist eine friedliche Lösung möglich. Ich habe schon Alles zurechtgelegt, um jedes Hinderniß aus unserem Wege zu beseitigen, Geliebter! Mein Vater ist noch ein stattlicher Mann, in den besten Jahren; er hat immer viel auf Lory Satmar gehalten, er soll sie zur Frau nehmen, dann sind wohl alle Parteien versöhnt."

Hatte sie kein Ausruf nicht unterbrochen? Hatte er kein Wort der Abwehr für diesen schmählichen Handel? . . . . Vielleicht hatte ihn Lory überhört in dem wilden Schmerz, der plötzlich in ihr aufstieg, in all dem Sausen und Brausen in ihrem Kopfe?

„Ich war jünger als Lory", tönte die Stimme Wilma's wieder, „jünger und schöner und in glänzenden Verhältnissen, als ich den alten Baron heirathete."

„Und bist Du glücklich gewesen?" fragte jetzt Persall.

„Glücklich! Ich war es nicht mit ihm und wär' es mit Keinem geworden; denn jetzt weiß ich erst, wie der Mann sein muß, dem sich mein Herz zu eigen gegeben hat; jetzt weiß ich erst — was Liebe ist! . . ."

Was hielt Lory noch länger an dieser unseligen Stelle? Sollte sie noch weiter mit anhören, wie sie — über sie verfügten, um sich freie Bahn zu machen? . . . Als wäre sie ein willenloses Object, das kein Wort in der Sache zu reden hätte! — Und sie hatte geglaubt, hatte glauben können, daß sie kein Denken jemals berührte!? . . .

Sie setzte den Fuß zum Gehen an, da ertönte hinter ihr ein Geräusch in der Hütte, und die beiden Gestalten traten zu dem Ausgang. Lory drückte sich tiefer in den Schatten; sie glaubte ihr Herz stehe still. Hatte sie denn lauschen wollen? Sie hatte nicht weiter können, fassungslos, wie sie war, und wie gelähmt an allen Gliedern . . . Daß sie an dem offenen Ausgang hätte vorbei müssen, es also gar nicht gekonnt, das fiel ihr nicht ein.

„Ich muß nach Haus", sagte Persall, „um sechs Uhr ist Amtssitzung."

„Wann kommst Du wieder?"

„Morgen, um dieselbe Zeit."

„Ich erwarte Dich hier. Da sind wir unbelauscht; durch den Park kommt jetzt selten Jemand."

Es tönte wie ein Kuß durch die Stille, dann schritten sie, ohne Lory zu bemerken, eng an einander geschmiegt, den Weg in den Park hinunter, der nach Schmertzsek zurückführte. Er begleitete gewiß die Baronin bis zum Schlosse. Als sie fort waren, verließ das Mädchen mit schweren, schwankenden Schritten ihren Platz, es lag ihr wie Blei in den Gliedern; dann aber rüttelte der Gedanke, daß er zurückkehren und denselben Weg wie sie einschlagen könnte, ihre Kräfte wach und ließ sie bald vorwärts eilen. Es war schon ganz dunkel, als sie die Meierei erreichte, und wie ein erlösendes, befreiendes Licht erschien ihr der helle Schein, der ihr aus den niederen Fenstern entgegenwinkte . . . . .

Als sie in die Stube trat, sah das liebe Gesicht so blaß und verstört aus, daß die Gräfin besorgt ausrief: „Lory, ist Dir was? Oder was ist geschehen?"

Das Mädchen schützte die schlechten Wege und große Ermüdung vor und sank dann wie erschöpft auf einen Stuhl, auf einige Augenblicke die Augen schließend. Mit Gewalt suchte sie sich innerlich zu fassen und Herr über sich zu werden.

Nach einiger Zeit erhob sie sich, übergab den feuchten Mantel dem Dienstmädchen, um ihn in der Küche trocknen zu lassen, und fragte, wo Tereska sei?

„Das weißt Du nicht?" sagte die Mutter erstaunt. „Bei Apothekers zum Geburtstag. Gegen vier Uhr war die Aelteste hier und sagte, Du hättest es versprochen, daß Tereska den Abend bei ihnen zubringen solle, und kam, sie zu holen. Es paßte mir zwar nicht, aber das Mädchen ließ nicht mit Drängen nach."

„Ich hatte es versprochen", versetzte Lory. „Tereska soll unter Menschen kommen, sich zerstreuen. Du mußt ja auch merken, wie elend sie aussieht. Bei Apothekers wird sie nichts Schlechtes lernen; es sind gute Menschen, und die Mädchen wohlerzogen. Doch, du Mutter, was hast Du gethan? Hast Du Dein Nachmittagsschläfchen gehalten?"

Die Gräfin verneinte. Der Roman, den sie gelesen, war zu interessant und fesselnd gewesen, sie wollte ihn erst zu Ende lesen. Jetzt fühle sie aber Kopfschmerzen und eine große Abspannung.

„Lege Dich eine Stunde auf Dein Bett!" meinte die Tochter. „Zum Abendbrod wecke ich Dich. Bis dahin bin ich mit dem Corrigiren der Hefte fertig, dann mach' ich mit Dir ein Spielchen. Heute ist Mittwoch, da kommt ohnehin der Herr Pastor nicht; es ist ja Gemeinnresetzung."

Mit großer Zärtlichkeit hatte Lory gesprochen; sie hatte noch nie ein so herzinniges Mitleid mit der armen Frau empfunden wie heute.

Mit welcher Ungeduld sie das Ende des Processes erwartete! und wer konnte wissen, wie es noch enden würde! Sie traute zwar Persall keine unehrenhafte Handlung zu, aber — er war doch in den Händen jener Frau . . . .

Die Gräfin ging in das Schlafzimmer, und Lory blieb allein. Sie gab dem Dienstmädchen einige Anweisungen in Betreff des Abendbrodes, dann setzte sie sich an die Arbeit.

Sie mußte sich ja beeilen, wenn sie das Versprechen gegen die Mutter einlösen wollte. Und dann — arbeiten, nur arbeiten! . . . Die Gedanken zu etwas Anderem zwingen! . . . . Sie schlug ein Heft auf, aber die Buchstaben tanzten vor ihr, und wie rothe Schleier breitete es sich vor ihren Augen aus. War es denn nicht möglich, sich zu meistern, sich zu fassen? Tief ermüdet und wie erschöpft drückte sie einige Augenblicke die Hände auf die Stirne. Und immer wieder und wieder hörte sie die leidenschaftliche Stimme Persall's: „Ich vergehe in Sehnsucht, wenn ich nicht bei Dir bin; bei Dir ist seliges Vergessen! . . . . Dann die andere, süße, schmeichlerische . . . . „Mein Vater ist noch ein stattlicher Mann . . . ich war jünger, schöner und in glänzenden Verhältnissen . . . ."

Ein erstickter Laut höchster Qual rüttelte sich aus des Mädchens Seele, ein tiefes, heißes Weinen erschütterte ihre Gestalt, und, im Schmerze fast vergehend, barg sie ihr Gesicht in den Händen. Wieviel Zeit darüber hinweggegangen, ob es Stunden, Minuten waren, sie wußte es nicht. Sie hörte nicht die Hausthüre gehen, nicht die Schritte auf dem Vorsaal, nur als ein Ausruf an ihr Ohr schlug, ein Ausruf tiefster Betroffenheit, schmerzlichsten Schreckens, fuhr sie auf; Stefan Kis stand vor ihr.

„Lory, Sie weinen? Um Gotteswillen Sie . . . Sie weinen?! . . . ." rief er außer sich, fassungslos.

Sie sah ihn an mit starren, von Thränen verdunkelten Augen, und in ihnen schien die Frage zu liegen: Was willst Du hier? Warum überfällst Du mich in meinem Schmerze? Wer hat Dich gerufen?

SLUB
Wir führen Wissen.